

Gerold Scholz

## Bildung ist ein Kampfbegriff

((1)) Die knappste Bestimmung von Bildung, die ich kenne, lautet: „Bildung meint, sein Verhältnis zur Welt in Ordnung zu bringen.“ Es geht nicht um Wissen, sondern um Verhältnisse. Wissen sollte man etwas über die Welt, über sich selbst und vor allem darüber, wie man sich in der Welt positioniert. Das eigene Verhältnis zur Welt sollte begründet werden können und man sollte wissen, dass die eigene Position nur eine von vielen möglichen sein kann. Bildung und Perspektivität gehören unmittelbar zusammen. Nun ist Perspektivität oder Heterogenität eine Gegebenheit, zu der man sich unterschiedlich verhalten kann. Deshalb ist mir Richard Rorty's Gedanke wichtig, dass es zwei Arten von Barbarei, man könnte auch sagen – von Dummheit – gäbe: Keine eigene Position zu haben oder zu glauben, die eigene Position sei die einzig wahre und richtige.

((2)) Der Sachunterricht ist ein gutes Beispiel für Mehrperspektivität. Eine Schule, die Wissen auf Verstehen gründet, bedarf eines Lehrers, der verstanden hat. Das gilt generell für alle Fächer und Inhalte, aber in einer besonderen Weise für den Sachunterricht. Denn der Sachunterricht hat als Bezugsfach nicht eine Wissenschaft, sondern eine Vielzahl von Einzelwissenschaften mit unterschiedlichen Methoden und unterschiedlichen Perspektiven. Man kann den Baum etwa physikalisch sehen, chemisch, biologisch, botanisch, geographisch, historisch, forstwirtschaftlich, ästhetisch, religionswissenschaftlich, ökologisch usw. Notwendig ist eine Doppelqualifikation einer Lehrerin oder eines Lehrers, nämlich sowohl zu verstehen, wie Kinder Wissen konstruieren, als auch zu verstehen, wie sich das eigene Wissen begründet. Sonst gerät der Unterricht zum bloßen Benennen. Zur Mehrperspektivität gehört auch mehr und anderes als kognitives

Wissen. Es könnte auch zum Beispiel darum gehen, die Schönheit einer Baumrinde gelten zu lassen. Man sollte einmal verstanden haben, was an einer Baumrinde schön sein kann. Die Aufgabe des Sachlehrens bestünde also darin, im Sinne des juristischen Begriffs „Sache“ – als Streitsache – die unterschiedlichen Möglichkeiten, eine „Sache“ zu deuten, zum Gegenstand der Auseinandersetzung im Unterricht zu machen.

((3)) Dabei könnte heute das Internet helfen. Denn wer einen Begriff durch eine Suchmaschine suchen lässt erhält eine Vielfalt unterschiedlicher Interpretationen. Abgesehen von den vielfältigen Kommerzialisierungs- und Manipulationsversuchen, die es verbieten, naiv mit dem world wide web umzugehen, erlaubt die relative Offenheit des Zugangs, dass eine Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven sichtbar werden kann. Für den Unterricht bedeutete dies eigentlich, dass das Ziel des Unterrichts nicht das Verfügen über zu erinnerndes Wissen sein kann, sondern das Lehren und Lernen von Möglichkeiten, Informationen einzuschätzen und in einen Kontext zu bringen. Die Verkleinerung der PC-Welt auf Handyformat und die absehbare Fähigkeit dieser Geräte, von überall aus auf das Internet zugreifen zu können, müsste eigentlich den Unterricht revolutionieren. Denn alles erinnerbare Wissen, wie die Hauptstadt von Frankreich heißt oder die Nebenflüsse der Donau oder wie viel 17 mal 9 ist, kann man per handy nachfragen. Was man damit nicht kann, ist verstehen, was eine Hauptstadt ist, ein Nebenfluss oder den Unterschied zwischen 17 und 71.

((4)) Angesichts dieser Situation fragt man sich, warum die Tendenz beobachtbar ist, durch Standardisierung, durch Verlängerung der Lebensschulzeit, durch ein engmaschigeres Netz von Kontrollen durch Prüfungen usw. die Wichtigkeit von erinnerbarem Wissen zu betonen.

Es berührt merkwürdig, dass Sanders Plädoyer für den Zusammenhang von Bildung und Perspektivität jetzt erscheint. Denn nach einer kurzen Zeit der Öffnung des Bildungswesens erleben wir vom Kindergarten bis zur Universität den Versuch einer Homogenisierung. Beobachtbar ist meines Erachtens der Versuch kontroverses Reden und Denken zu verhindern. Die Verschulung des Kindergartens ist ein Beispiel, ebenso wie die BA-Studiengänge und die Modularisierung des Studiums. Kontroversität war die Grundlage wissenschaftlichen Arbeitens. Dies wird zunehmend abgelöst durch Wissensmanagement. Und dies bedeutet im Kern, dass keine Debatte mehr über Ziele stattfindet, sondern nur noch eine Diskussionen über Methoden zur Erreichung der Ziele.

((5)) Hier wird noch einmal über die Bedeutung des Konstruktivismus nachzudenken sein. Kaum ein verständiger Wissenschaftler kann heute noch bestreiten, dass die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit von den Methoden der Datenerhebung und Dateninterpretation abhängen. Damit ist das Alleinstellungsmerkmal eines früheren Wissenschaftsverständnisses weggefallen, nämlich das der Wahrheit. Wissenschaftliche Gelehrte, so die alte Erzählung, seien der Wahrheit verpflichtet und stünden über den Parteien. Politisch hat sich in den Kontroversen um die Folgen technischen Handelns schnell herausgestellt, dass auch Wissenschaftler bezahlt werden. Methodologisch hat der Konstruktivismus mit der Formel des brauchbaren Wissens die Grundlage dafür geschaffen, die Wissenschaften aus dem Himmel auf die Erde zu holen. Vielleicht verloren gegangen ist der Hinweis darauf, dass sich Wahrheit zwar überlebt hat, aber nach wie vor brauchbar ist als regulative Idee wissenschaftlichen Handelns in Abgrenzung zu anderen Formen sozialen Handelns

((6)) Das Problem ist, dass Bildung eben auch ein Kampfgegenstand ist. Er fungierte und funktioniert als Begriff, mit dem

eigene Machtansprüche in der Gesellschaft legitimiert werden. Es ist der Kampf begriff jener, die weder völlig besitzlos sind noch so reich, dass es ihnen gleichgültig sein kann, ob sie Anerkennung finden oder nicht. Im bildungsbürgerlichen Verständnis meint Bildung immer ein bestimmtes Wissen und einen bestimmten Habitus. Die von Wolfgang Iser geforderte Pluralisierung und Mehrperspektivität ist so gesehen ein Angriff auf die Funktion aller Bildungseinrichtungen, vor allem der Schule, unter dem Deckmantel der Leistungsgesellschaft, den gesellschaftlichen und kulturellen Status erblich zu machen. An der Schule ist der Vorgang gut beobachtbar. Theoretisch müsste die Formulierung von Standards zu einer gesellschaftlichen Diskussion führen. Dies war und ist aber nicht der Fall. Wahrscheinlich deshalb, weil sich an der entscheidenden Funktion der Schule, nämlich der sozial gesteuerten Auslese nichts ändert. Eher im Gegenteil. Es wird deutlicher als vorher, dass es nicht darum geht, etwas zu wissen, sondern darum, das Richtige zu wissen. Verändert hat sich die Art und Weise, wie man als Lernender erfährt, welches das richtige Wissen ist. Wurde es früher eindeutig vom Lehrer verkündet, so wird es heute zunehmend Aufgabe der Lernenden, selbst heraus zu finden, welches Wissen sozial erwartet ist. Die Stichworte dafür lauten: Selbstregulation, Autonomie, Selbstorganisation, Individualisierung etc.

((7)) In dem Maße, in dem zumindest die Behauptung gilt, dass Wissen zu einem entscheidenden Produktionsfaktor geworden ist, wird Wissen zu einem Faktor ökonomischer Konkurrenz. Das Problem ist nicht eine oder die Amerikanisierung des europäischen Bildungswesens, das Problem ist ein Verständnis von Bildung als Investition, die sich rentieren muss; sei es individuell im Sinne einer Karriere oder gesellschaftlich im Sinne eines Wettbewerbs zwischen national gedachten Volkswirtschaften. Der Bildungsbegriff ist von daher in einer Krise. Denn in der Regel ist nicht Bildung

gemeint, wenn zum Beispiel Politiker dieses Wort verwenden, sondern ökonomisch nutzbares Wissen.

((8)) Rüdiger Safranski fragt „Wie viel Globalisierung verträgt der Mensch?“ und behauptet für die bisher erkennbare Geschichte der Menschheit, dass es andauernd Prozesse der Inklusion und Exklusion gegeben habe. Ich vermute, dass die These zutreffend ist und bleibe dennoch optimistisch, dass auch ein anderes Denken möglich sein kann. Dies würde darin bestehen, das Nichtwissen zum Ausgangspunkt pädagogischer Bemühungen zu machen. Es ginge nicht nur darum, Vielfalt nicht nur auszuhalten, sondern zu erwünschen und darum, zu verstehen, dass das Wissen um das Nicht-Wissen die Ruhe und die Kraft geben könnte nach menschenwürdigen Lösungen von Konflikten zu suchen. Die politisch-gesellschaftliche Elite der gegenwärtigen Generation der Erwachsenen muss wissen, dass sie für keine der großen anstehenden Fragen eine Antwort hat. Das reicht vom Umgang mit Natur, über Klimafragen, Modelle der Ökonomie, der Steuerung globaler politischer Risiken bis zum Umgang mit der Gefahr, dass sich technische Entwicklungen verselbständigen. Dies gilt auch individuell. Da in allen Industrieländern das Einkommen der Bevölkerung in den letzten zwei Jahrzehnten relativ zurückgegangen ist, löst sich die frühere Gewissheit auf, dass es den Kindern besser gehen wird, als einem selbst. Zu konstatieren ist also eine große Verunsicherung unter den Erwachsenen. Dies führt allerdings dazu – und da hat Safranski bisher leider Recht – die eigene Unsicherheit gegenüber der nachfolgenden Generation dadurch zu verschleiern, dass man mit großer Betonung nun auf die Notwendigkeit hinweist, ein bestimmtes Wissen zu erlernen.

Rorty, Richard (1992). Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Safranski, Rüdiger (2003): Wie viel Globalisierung verträgt der Mensch? München/Wien: Carl Hanser